

17.2.2008, Sonntag Reminiszere, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Pfarrer Martin Germer

Predigt mit Hebräer 11,8 – 10

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und von dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag Reminiszere steht im Brief an die Hebräer, im 11. Kapitel:

8 Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. 9 Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. 10 Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.

Dieser Abraham, liebe Gemeinde, könnte mit seinem Aufbruch ins Ungewisse durchaus in unser heutiges geeintes Europa passen und in unsere globalisierte Welt. Menschen, die aufbrechen, gibt es mehr als je zuvor. Man reist quer um die Welt, um unbekannte Kulturen kennen zu lernen. Man zieht in fremde Städte und Länder, um dort zu arbeiten und zu leben, für einige Zeit oder sogar auf Dauer. Dabei muss das Fremde durchaus nicht schrecken, als noch Unbekanntes kann es locken und reizen, als Neues verheißt es ganz eigene Chancen. Zumal da, wo man die Sprache einigermaßen beherrscht und die Kreditkarte akzeptiert wird. Für die Verbindung nach Hause gibt es das Handy und das World Wide Web, und im schlimmsten Fall hilft die Reiseversicherung oder das Konsulat.

Abraham würde gut in unsere Zeit passen. Er klebt nicht am Ort, Abraham lässt sich rufen und bricht auf – „*durch den Glauben*“, so wird es hier gesagt, gleich mehrfach. *Mit* seinem Glauben. *Im* Vertrauen auf Gott, auf seine Verheißung, auf seinen Auftrag. So zieht er aus – ohne zu wissen, wohin der Weg führt. So lebt er im verheißenen Land als Fremdling, er und auch sein Sohn und sein Enkel, Isaak und Jakob, alleamt Stammväter des Volkes Israel und Stammväter des Glaubens. Und natürlich auch Sara, Abrahams Frau. Die Stammutter Israels wird gleich nach unserem Textabschnitt ganz eigenständig mit ihrem Glauben genannt.

Wenn hier bei Abraham allerdings vom Fremdsein die Rede ist, dann geht es nicht nur um das interessante Andere und das verheißungsvoll Neue, zu dem man sich

wohl ganz gern mal auf den Weg macht, sondern es geht um das zutiefst Fremde. Es geht um das, was fremd bleibt und was einen selbst fremd bleiben lässt. Und das lässt in unserer Gegenwart noch an ganz andere Dinge denken.

Abraham in der Fremde ist so von allem bisherigen abgeschnitten, wie es in unserer heutigen Welt die Hunderttausende und Millionen von Menschen erleiden müssen, die aus Krieg und Elend fliehen, ins afrikanischen Nachbarland, um dort wenigstens ihr Leben zu retten – oder auch weiter, wenn sie können, bis nach Europa beispielsweise, um hier vielleicht die erträumte Chance zu finden.

Abraham lässt auch an das Europa nach dem Zweiten Weltkrieg denken. Viele von denen, die damals Flucht oder Vertreibung mitmachen mussten, sind lange auch am neuen Ort noch sehr fremd geblieben beziehungsweise wurden als Fremde behandelt. Gerade auch mit seinem Glauben konnte man da lange Zeit ein Fremdling bleiben, als Protestant unter Katholiken – oder umgekehrt.

Allerdings habe ich gerade aus jenen Jahren auch immer wieder von solchen Erfahrungen gehört: Welche Kraft gerade der Glauben geben konnte auf dem Weg ins Ungewisse und wie er Halt geben konnte beim Zurechtfinden in der Fremde!

Und so ruft es der Verfasser des Hebräerbriefes am Beispiel Abrahams in Erinnerung. „*Durch den Glauben*“, durch sein Vertrauen zu Gott konnte er aufbrechen, so wie Gott es ihm aufgetragen hat, und losziehen, ohne das Ziel zu kennen. „*Im Glauben*“, im Vertrauen auf Gott konnte er leben, als Fremdling im Verheißenen Land.

Die drei Verse unseres heutigen Predigttextes stehen in einem größeren Zusammenhang. Ein ganzes Kapitel hindurch wird den Lesern des Hebräerbriefes vor Augen gestellt, was Glauben bedeuten kann. Eine Vielzahl von Gestalten aus der Bibel werden dafür als Zeugen aufgerufen. Jede von ihnen steht für einen bestimmten Aspekt des Glaubens – und was er bewirken kann. Der Glaube als Festhalten an dem, was man hofft, und als Vertrauen auf das unsichtbare Wirken Gottes.

Hier nun, bei Abraham, geht es besonders um das Leben in Ungewissheit und Fremdheit. In den Fremdheitserfahrungen ihres eigenen Daseins sollen die Leser durch sein Beispiel bestärkt werden im Glauben und ermutigt zum Vertrauen.

Denn fremd ist man nicht nur da, wo man so wie Abraham tatsächlich aufbricht ins Ungewisse. Fremd kann man sein auch am eigenen Ort und im eigenen, alltäglichen Leben. Das stand dem Briefschreiber offenbar sehr deutlich vor Augen, wenn er an die Christen der damaligen Gemeinden dachte. Ebenso kann man sich fremd fühlen heute, bei uns, in unserem alltäglichen Leben und dem, was es mit sich bringt.

Um ein aktuelles Beispiel zu nennen, das ich gerade selbst ziemlich von nahem miterlebe: Viele Schülerinnen und Schüler, so scheint mir, fühlen sich heute sehr fremd an ihren Schulen, die doch Orte zum Lernen und Leben sein sollten, finden sich den Auswirkungen von Reformen ausgeliefert, die alle Beteiligten überfordern und deren Verheißungen kaum noch jemand glauben mag. Eltern, Lehrer, Schulleitungen, Verwaltungen, alle Beteiligten versuchen nur irgendwie durchzukommen.

Ähnliches gilt für viele andere Lebensbereiche. Besonders das hohe Tempo, mit dem sich Dinge verändern, und der Druck, mithalten zu müssen, lässt Fremdheitsgefühle entstehen. „Das ist nicht mehr meine Welt“ – könnte es sein, dass viele Menschen zumindest gelegentlich so empfinden, und in immer jüngeren Jahren? Früher war mehr vorgegeben, wurde mehr über einen bestimmt. Heute ist die Gestaltungsfreiheit viel größer. Aber damit auch die Anforderung an den einzelnen. Und in der Fülle der Möglichkeiten wird man sich selbst fremd und wünschte sich manchmal mehr von der Sicherheit des Vertrauten.

Auch mit seinem Glauben kann man sich fremd fühlen, mit dem, was einem selbst wichtig und heilig ist, in einer Welt, die dafür nur noch wenig Sinn zu haben scheint, wo dafür kaum noch Zeit und Raum ist. Umso mehr wünscht man sich dann vielleicht die Geborgenheit in der Gemeinde, die Übereinstimmung mit Gleichgesinnten, das Heimatliche in der Kirche. Aber findet man das immer so, wie man es sich wünscht? Und wie es der eigenen Weise zu glauben, der eigenen Frömmigkeit entspricht? Auch in der Kirche, auch in seiner Gemeinde kann man sich durchaus fremd fühlen – und das auf sehr unterschiedliche Weise!

„Fremde Heimat Kirche“: Unter dieser Überschrift wurden vor zehn Jahren die Ergebnisse einer groß angelegten Befragung von Kirchenmitgliedern in Deutschland veröffentlicht. Kirche ist Heimat, will und soll Heimat sein. Man fühlt sich ihr auch irgendwie zugehörig. Sie ist einem aber in vielem auch fremd; viele Kirchenmitglieder empfinden es so. Man selbst fühlt sich in ihr fremd, ist mit vielem nicht vertraut, findet nicht leicht Zugang, ja sucht ihn auch nicht wirklich, sondern bleibt auf Abstand. „Fremde Heimat Kirche“ – in dieser Formel ließen sich vor zehn Jahren und lassen sich wohl auch heute die Empfindungen zahlreicher Kirchenmitglieder bündeln.

Und das hat vielleicht auch damit zu tun, dass die Kirche einem nicht die Antworten gibt, die man sucht. Dass der Glaube ja doch nichts zu ändern scheint an der Not in der Welt und an dem Unbegreiflichen, im eigenen Leben und darüber hinaus, wodurch einem das Leben bisweilen so fremd erscheint. Da möchte man gern Antworten haben, klare, eindeutige Antworten und Lösungen. Man möchte eine Heimat fin-

den, wo alles stimmt. Man sucht festen Grund. Die Aufhebung der Fremdheit. Müsste das nicht in der Kirche zu finden sein? Wenigstens hier?

Genau da aber weist uns der Hebräerbrief einen anderen Weg. Sein Ziel ist es nicht, die Fremdheit aufzuheben, die wir in unserem Leben empfinden. Schon gar nicht sollen wir selbst es sein, die diese Fremdheit überwinden müssen.

Die Verse aus unserem Predigttext, mit ihrer Erinnerung an den Fremdling Abraham, wollen helfen, dass wir den Ungewissheiten und den Fremdheitserfahrungen des Daseins nicht aus dem Weg gehen, dass wir ihnen auch nicht zu entfliehen suchen, sondern dass wir *in* ihnen und *mit* ihnen leben können. In der Spannung zwischen dem Fremden, das uns bedrängt, und der Sehnsucht nach Eindeutigkeit und Klarheit und Geborgenheit. In dieser Spannung, die eben auch die Kirche durchzieht und die zum Glauben nicht erst heute, sondern offenbar von Anfang an hinzugehört.

Dazu wird uns das Beispiel des Abraham vor Augen geführt: Er ist aufgebrochen im Gehorsam, um das verheißene Land zu finden, das ihm und seinen Nachkommen als Erbteil versprochen war. Und er wartet, so heißt es im letzten Satz unseres kurzen Textabschnitts, er wartet auf die Stadt mit dem festen Grund und Fundament, dessen Baumeister und Schöpfer Gott selbst ist. So lebt er. So lebt er weiterhin als Fremdling. Das verheißene Land ist für ihn wie ein fremdes, es ist nicht schon sein eigenes geworden und wird es auch bis zum Ende seiner Tage nicht werden. Abraham wohnt in Zelten, er und auch noch seine Nachkommen der nächsten Generationen. In ihnen lebt die Erwartung auf die feste, bleibende Stadt, die Gott bereiten wird, aber sie selbst leben nicht dort, sondern in Zelten.

Und das gilt, als Bild, auch für das Leben der Christen. Auch wenn sie überwiegend keine Nomaden mehr sind, sondern in Städten leben oder auch auf dem Lande doch ihre festen Häuser haben. Das Bild des Zeltes aber gilt für das Leben der Christen zur Zeit des Hebräerbriefs, und es gilt ebenso für das Leben von uns Christen heute.

Das Zelt des Nomaden ist ein Bild für den Glauben. Für einen Glauben, der unterwegs ist und nicht schon am Ziel – denn das Ziel, das machen wir nicht selbst, sondern das ist bei Gott. Das Zelt ist das angemessene Bild für einen Glauben, der als unser eigener Glaube nicht das unerschütterliche Fundament darstellt, wie wir es uns vielleicht wünschen mögen, der aber doch den Schutz und das Maß an Geborgenheit bieten kann, das wir brauchen.

„Durch seinen Glauben ist Abraham ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben der Verheißung. Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“

Vielleicht ist es sogar so, dass zwischen Glauben und Fremdheit ein besonderer Zusammenhang besteht. Gut möglich, dass wir uns manchmal fremder fühlen in dieser Welt und in diesem Leben, weil wir auch diese Erwartung haben, die darüber hinaus geht; diese Ausrichtung auf das, was uns von Gott verheißen ist in seiner Ewigkeit. Vielleicht spüren wir das Vorläufige, das Zerbrechliche, das Fehlerhafte, das Vergängliche unseres Lebens dadurch deutlicher, als wenn wir allein im Diesseits lebten. *„Durch seinen Glauben ist Abraham ein Fremdling gewesen“.*

Aber *„mit seinem Glauben“* konnte er wissen und sich daran halten: Dies für mich fremde Land ist zugleich ist das Land, das Gott mir verheißen hat. Und dies Leben in der Fremde ist das Leben, das ich im Glauben und im Vertrauen auf Gott leben kann. Ich kann getrost warten auf das, was Gott mir zgedacht hat – und muss mich jetzt nicht um jeden Preis wegwünschen aus dem, was mir fremd ist und wo ich fremd bin.

Dafür, wie gesagt, steht hier das Zelt als Bild für den Glauben. Das Zelt und nicht das feste Haus. Und es gibt sicher unter uns eine ganze Menge Menschen, für die ist das ein sehr schönes und verheißungsvolles Bild. Man ist ja damit eben nicht irgendwo angebunden und festgelegt. Man kann aufbrechen und weiter ziehen. Man kann sich durch Neues locken lassen auch in Fragen des Glaubens, und die Herausforderungen des Lebens vertrauensvoll annehmen. Und findet doch immer wieder auch das nötige Maß an Schutz und an Geborgenheit.

Vor vierzig, fünfzig Jahren wurde dies Bild als besonders verheißungsvoll empfunden. Da hat man Kirchen sogar bevorzugt in der Gestalt von Zelten gebaut; sie sollten nicht so fest gemauert wirken. Und der Geist jener Zeit ist auch heute durchaus lebendig, nicht nur auf Kirchentagen. Und wir brauchen die Bereitschaft zum Aufbruch, die Bereitschaft zum Wagnis, wir brauchen diese Art des Gottvertrauens heute sicherlich genauso.

Aber auch, wenn in uns jetzt nicht die Aufbruchsbereitschaft überwiegt, sondern wir eher Unsicherheit verspüren angesichts dessen, was auf uns eindringt und was uns zu schaffen macht: Könnte das Bild des Zeltens als Bild für den Glauben uns nicht auch entlasten und dadurch trösten?

Wie fremd du dich manchmal auch fühlen magst in dieser Welt und in deinem eigenen Leben: Du brauchst keine feste Mauer um dich herum, du musst kein unerschütterliches Fundament unter dir haben. Vor allem dein eigener Glaube muss nicht so stark und so fest sein, wie es ein massives Haus wäre. Ein Zelt reicht.

Und ein solches Zelt will der Glaube für dich sein, mit dem du dich an Gott hältst und in dem Jesus dich bestärken will und den Gottes Geist dir ins Herz gibt. Ein solches Glaubenszelt reicht, um dich zu schützen und um dir Geborgenheit zu geben. In sol-

chem Glauben kannst auch du leben. Diesen Schutz sollst du immer wieder finden können. Auch nach Wegstrecken durch sehr fremdes Land wirst du an Orte gelangen, wo du dein Zelt aufschlagen kannst. Ja, du wirst es bereits ausgespannt finden in der Gemeinschaft derer, die so wie du unterwegs sind. In der Gemeinde der Menschen, die alle auf ihre Weise zu glauben suchen. Und so magst auch du, so mögen wir alle getrost warten *„auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist“*.

Amen.